



WINNETOUS ROTE BRÜDER
KLASSISCHE INDIANERGESCHICHTEN

WINNETOUS ROTE BRÜDER

Klassische Indianergeschichten
aus der Feder von Karl May,
seinen Vorläufern und
Zeitgenossen

HERAUSGEGEBEN
UND EINGELEITET
VON
RENÉ OTH

© 2013 Karl-May-Verlag
ISBN 978-3-7802-1620-5

KARL-MAY-VERLAG
BAMBERG • RADEBEUL

Inhalt

Vorwort von René Oth: DER PRÄRIEREITERNOMADE – UNSER ALLER „ROTER FREIZEITBRUDER“

James Fenimore Cooper: DER LETZTE MOHIKANER (Auszug)

Von Gefahren umlauert

In der Höhle des Löwen

Die Macht der Medizin

Vom Stamme der Schildkröte

Charles Sealsfield: DER GEFANGENE DER SQUAWS (Aus Der Legitime und die Republikaner)

Der Gefangene der Squaws

Die weiße Rose

Die Flucht

Gabriel Ferry: VON APACHEN GEJAGT (Aus Der Waldläufer)

Auf der schwimmenden Insel

Die Rettung des Gefangenen

Der Angriff der Indianer

Die Flucht

Mayne Reid: DIE SKALPJÄGER (Auszug)

Armand: TAYO oder DIE GROSSE LIEBE AN DER INDIANERGRENZE (Aus An der Indianergrenze)

Franz Treller: DER KÖNIG DER MIAMI (Auszug)

Der Marterpfahl droht

Ni-kun-tha - der Fuchs

Die weiße Squaw

Karl May: AUF TOD UND LEBEN (Aus Der Schatz im Silbersee)

Fritz Steuben: DER PFEIL IST VON DER SEHNE GESCHNELLT (Aus Der Sohn des Manitu)

Der erste Kongress

Der Tag ward grau

„Der Pfeil ist von der Sehne geschnellt“

„Es ist Tecumsehs Wille!“

Jack London: DER BUND DER ALTEN MÄNNER

Friedrich Gerstäcker: DAS FORT AN DER SALZFURT
Nachwort von René Oth: DER FREIHEITSKAMPF DES
ROTEN MANNES - DIE INDIANER ALS DIE
GESCHUNDENEN, VERFOLGTEN UND ENTRECHTETEN
DER GESCHICHTE

Der längste Holocaust der Geschichte
Fast vierhundert Jahre Krieg: Warum die Indianer den
Weißten immer unterlagen

Krieg und Frieden: Die Waffen der Indianer
Weitere Literatur zum Thema - eine Auswahl

**Meinen Kindern Jocelyn, Adrien und Elodie in Liebe
gewidmet**

Vorwort von René Oth: DER PRÄRIEREITERNOMADE - UNSER ALLER „ROTER FREIZEITBRUDER“

Wer hat in seinem jugendlichen Drang und Eifer nicht davon geträumt, als berühmter Indianerhäuptling mit seinen tapferen roten Brüdern auf feurigen Mustangs über die Prärie zu sprengen, dem Büffel nachzusetzen und die Feinde des Stammes in einer großen Schlacht zu besiegen?

Sirrend bohrte sich Pfeil um Pfeil in die Leiber der Soldaten. Schuss um Schuss knallte in die zusammengeschmolzenen Bataillone der Blauröcke. Zu Dutzenden fielen die Weißen aus den Sätteln, Pferde überschlugen sich und erbitterte Nahkämpfe flammten auf. Kriegsgeschrei, Pulverdampf, Blutgeruch, Staubnebel, Schusswaffengeknatter, Wolken von Pfeilen und Lanzen hüllten das Schlachtgetümmel ein. Tomahawk und Messer, Gewehr und Bogen räumten furchtbar unter den Soldaten auf. An der Stelle, wo der letzte Widerstand geleistet wurde, stand Lieutenant Colonel George Armstrong Custer „wie eine Getreidegarbe inmitten gefallener Ähren“, bis auch er den tödlichen Streich empfing und schwer zu Boden schlug.

Dies war kein im Schlaf heraufbeschworenes Wunschbild eines jungen Indianerschwärmers, der nachts seiner Fantasie freien Lauf ließ und einmal mit dabei gewesen sein wollte, sondern die raue Wirklichkeit, die das weiße Nordamerika aufschreckte, als die Nachricht von der für die US-Armee so verhängnisvollen Schlacht vom 25. Juni 1876 am Little Bighorn im amerikanischen Bundesstaat Montana sich wie ein Lauffeuer verbreitete. Die vereinigten Präriestämme der Sioux, Cheyennes und Arapahos hatten unter der Führung des Sachems ^[1] Sitting Bull und dessen Kriegshäuptlingen Crazy Horse und Gall das 7. US-Cavalry

Regiment bis auf den letzten Mann aufgerieben. Die Nachricht, die wie ein Blitz aus heiterem Himmel einschlug, war unfassbar: 225 Tote in knapp zwanzig Minuten.

Das „Massaker am Little Bighorn“ verstörte das offizielle Amerika umso mehr, als man damals die Indianerfrage eigentlich schon für gelöst ansah. Vor 137 Jahren schlugen die Sioux und ihre Verbündeten die letzte siegreiche Schlacht der roten Rasse. Trotzdem verloren die Indianer den Krieg. Denn im Ringen um die Vorherrschaft unterlag der rote Mann - stark dezimiert, umgesiedelt in Reservate, demoralisiert.

Als der kämpferische Widerstand der Rothäute gebrochen war, hatten die Weißen sie noch nicht für die abendländische Zivilisation gewonnen. Mit aller Macht sträubten sich die Indianer gegen die Integration, wollten sie doch unbedingt ihre Eigenheit behalten. Sie waren Individualisten im Rahmen ihrer Sippenverbände. Obwohl sie sich von Stamm zu Stamm, von Nation zu Nation durch ihre Sitten und Gebräuche, ihre Sprachen und Dialekte unterschieden, war ihnen jedoch allen ihr Nonkonformismus gegenüber den Weißen gemeinsam, ihr Wunsch, in Ruhe gelassen zu werden, ihre Freiheit so auszuleben, wie sie es verstanden.

So ist es nicht erstaunlich, dass sich unter den Sippen- und Familienverbänden der nomadisierenden Völkerschaften eine staatliche Organisation erübrigte. Bei allen indianischen Völkern wurde eine regelrechte Basisdemokratie gepflegt, was sich schon allein in der Tatsache spiegelt, dass nur der Tüchtigste, Erfahrenste und Einsatzfreudigste zum Anführer berufen wurde und dieser seine Stellung wieder abgeben musste, wenn er die Zustimmung des Stammes nicht mehr besaß. Da diese Basisdemokratie zwangsläufig größere indianische Zusammenschlüsse verhinderte, kam sie der durch die Entdeckung des Kolumbus ausgelösten Westwärtsbewegung der Weißen natürlich zugute.

Der Konflikt zwischen den auf Eigenständigkeit bedachten Indianern und den sie zur Eingliederung anhaltenden Weißen wird wohl so lange weitergehen, bis es uns vielleicht eines Tages gelingen wird, die Kluft zwischen Ur- und Neuamerikanern, zwischen Rot und Weiß zu schließen. Bücher wie das vorliegende tragen hoffentlich dazu bei, dass nach und nach die von den Weißen gegenüber den Indianern gehegten Vorurteile abgebaut werden und dass der amerikanische Ureinwohner, der dem modernen Leistungsdruckmenschen so viel literarische Kurzweil verschafft, sich vom bleichgesichtigen Nachbarn mehr Verständnis erhoffen kann.

Die heutigen Autochthonen ^[2] sind selbstbewusster geworden, vielleicht auch fordernder, sie sind dabei, ihre Vergangenheit zu bewältigen und sich der Zukunft zuzuwenden, sie sind bemüht, die Apathie zu überwinden, die ihnen als den Geschlagenen, Verfolgten und Entrechteten der Geschichte zu Eigen war - und noch ist, vielerorts.

Das Bild, das sich die meisten Europäer heute von den Indianern machen, ist schlicht gesagt ein Klischee, geprägt von den romantisierenden Darstellungen des 19. Jahrhunderts, von James Fenimore Cooper oder von Karl May, in deren idealisierenden Werken das Porträt eines stolzen Kriegers entsteht, mit der Adlerfeder im Haar und den hochherzigen Gedanken im Kopf. So verfestigte sich zum einen die Vorstellung vom edlen Naturmenschen, einst als Zivilisationskritik gedacht, und zum andern das Bild vom grausamen Bewohner der Prärien und Felsengebirge, dem unerbittlichen Feind der westwärts ziehenden Siedler.

Den „edlen Wilden“ mit der ihm angedichteten unschuldigen Natürlichkeit und unverbildeten Ursprünglichkeit gab es in Wirklichkeit nicht. Auch die Indianer haben einander bekriegt und vertrieben, und dies nur allzu gründlich. Deswegen waren sie aber noch lange keine unterentwickelten Schlagetots, die nur aus Spaß an

der Freud' genüsslich skalpierten und am Marterpfahl folterten. Obwohl dem Marterpfahl in der Indianerliteratur eine wichtige Rolle zufällt, kamen die Rothäute im alltäglichen Leben oft ohne ihn aus.

Die Indianer waren weder Heilige noch Teufel, sondern Menschen wie wir, deren Entwicklung in grauer Vorzeit eine völlig andere Richtung genommen hatte.

Als schöne Seelen und als Bösewichte sowie als Durchschnittswesen, die dem Mittelmaß verhaftet sind und so der historischen Wirklichkeit eher gerecht werden, treten die Indianer in den in diesem Band gesammelten klassischen Kurzgeschichten und Romanauszügen auf, die teils realistisch, teils romantisierend die Welt des roten Mannes erschließen und bis heute lebendig geblieben sind. Sie schildern den Indianer als tapferen Mann der Wildnis, aber auch als verschlagenen und grausamen Widersacher. Sie erzählen von der Jahrhunderte währenden Auseinandersetzung zwischen Rot und Weiß; vom täglichen Dasein der Indianer, von ihren Dörfern, ihren Sitten und Bräuchen, ihren Festen und religiösen Riten; vom Zauber eines freien Lebens in der Natur mit seinen Aufregungen, Schönheiten und Strapazen...

Ihre Autoren begeistern seit über hundert Jahren Jung und Alt für den roten Mann, der mit seinem abenteuerlichen Schicksalskampf, der ungebundenen Freiheit in der Wildnis, seiner Tapferkeit und seinem Ehrgefühl besonders den zivilisierten Stadtmenschen in seinen Bann schlägt. James Fenimore Cooper, Charles Sealsfield, Gabriel Ferry, Mayne Reid, Armand, Franz Treller, Karl May, Fritz Steuben, Jack London und Friedrich Gerstäcker garantieren für so viel Lesefreude und Entspannung, dass der Indianer im Laufe der Jahre unser aller „Roter Freizeitbruder“ geworden ist.

Aber der „Rote Bruder“ ist nicht nur der typische Prärieeiternomade, jener Jäger zu Pferd, dem seit Winnetou hier zu Lande und seit den Hollywood-Filmkonserven überall in der Welt die romantische

Schwärmerei des modernen Menschen zuteil wird. Die Pueblo-Völker, die Küsten- und Flussfischerstämme, die Reis und Mais anbauenden Ackerbaukulturen, die binnenseefahrenden Nationen, die zivilisierten Stadtstaat- und Städtebundkulturen, die Berg-, Wald- und Wüstenregionbewohner sind ebenfalls als rote Brüder anzusehen, auch wenn sie nicht jenem Bild vom stolzen, wilden Sohn Manitou entsprechen, dessen Untergang sich heute so schön engagiert betrauern lässt.

James Fenimore Cooper: DER LETZTE MOHIKANER (Auszug)

James Fenimore Cooper (15.9.1789-14.9.1851) lebte als Knabe auf dem von seinem Vater 1790 erworbenen Landbesitz am Otsego-See im Westen des Staates New York, vor der Kulisse herrlich romantischer und wildreicher Urwälder, an der damals bereits sagenumwobenen „Grenze“ zum Indianertum. Noch nicht einmal zwei Jahrzehnte davor war die ganze Gegend um den Otsego, Quellsee für den Susquehanna-Fluss, Jagdrevier des inzwischen verfallenen Stammesbundes der Irokesen gewesen, der vom legendären Mohawk-Sachem Hiawatha zwischen 1559 und 1570 gegründeten Fünf-Nationen-Konföderation, die sich zum Sechs-Völker-Bund ausweitete, als sich 1722 die Tuscaroras zu den Senecas, Onondagas, Cayugas, Mohawks und Oneidas hinzugesellten.

Am Otsego-See sah der junge Cooper die Siedler, Holzfäller, Jäger, Fallensteller, Pelz- und Pferdehändler sowie die freien „wilden“ Indianer, die später im Mittelpunkt seiner zwischen 1823 und 1827 entstandenen Lederstrumpfgeschichten (Der Wildtöter, Der letzte Mohikaner, Der Pfadfinder, Die Ansiedler und Die Prärie) standen.

Mit breiter Feder entwarf James Fenimore Cooper das unvergessliche Bild edler Indianergestalten, vom weisen alten Häuptling Chingachgook bis zum hochherzigen jungen Uncas, über denen auch immer die leise Ahnung vom unabwendbaren Verlöschen schwebte. Beide Rothäute gehörten dem Algonkin-Volk der Mohikaner an, das sich als Verbündeter der Delawaren an den militärischen Auseinandersetzungen zwischen den französischen und englischen Kolonialmächten beteiligte, wobei es fast völlig aufgerieben wurde.

An der Seite dieser zwei edelmütigen Indianer kämpfte als erprobter, berühmter Kundschafter und Krieger der

tüchtige Trapper Natty Bumppo, der wegen seiner Kleidung „Lederstrumpf“ genannt wurde, aber wegen seines scharfen Blickes auch als „Falkenauge“ und wegen seiner Schießfertigkeit zudem als „Lange Büchse“ bei Freund und Feind bekannt war. Ihre hinterhältigen Gegner waren böse Huronen (auch Mingos genannt) vom Irokesenbund, die auf der Seite der Franzosen fochten, wohingegen Coopers drei Helden eher Sympathie für britische Offiziersfiguren bekundeten.

Von Gefahren umlauert

Siebzehn Jahre waren verflossen. Neuerdings war der Krieg zwischen England und Frankreich um den Besitz eines Landes ausgebrochen, das keinem von ihnen auf die Dauer zu Teil werden sollte. Wah-ta-Wah ruhte längst im Schatten der delawarischen Fichten. Ihren Platz im Herzen Chingachgooks nahm Uncas ein, der tapfere Sohn beider. In Gemeinschaft mit Lederstrumpf, der unter dem Namen „Falkenauge“ weit und breit gefürchtet war, durchstreiften die beiden letzten Krieger des mohikanischen Stammes die Wälder. Sie lebten mit den Delawaren zwar immer noch in Freundschaft, doch waren sie schon längst nicht mehr bei dem Stamm ansässig. Der mohikanische Häuptling mochte sich niemandem unterordnen, deshalb schweifte er lieber frei und ledig mit dem alten, bewährten Freund und seinem Sohn, der zum tapferen Krieger herangewachsen war, in den Wäldern umher.

In tiefem Frieden lag der Wald da. Chingachgook hatte sich mit seinen Freunden am Ufer eines kleinen Bachs gelagert und ein Feuer angezündet, um einen frisch erlegten Hirsch zur Abendmahlzeit zuzubereiten. Plötzlich sprang Uncas unruhig auf. Falkenauge sah ihn mit fragendem Erstaunen an, doch der Jüngling winkte ihm heftig zu. „Ich höre Tritte“, flüsterte er seinem Vater zu. „Es müssen Weiße sein, die auf unseren Lagerplatz zukommen, denn der Boden erzittert wie unter dem Hufschlag von Rossen. Kein Indianer wird den Weg durch die Wildnis zu Pferde zurücklegen.“

Chingachgook pflichtete ihm schweigend bei. In atemloser Spannung erwarteten die drei Männer das Herannahen des Fremden. Immer näher tönten die Huftritte, bis endlich die Gebüsche, die den Lagerplatz umgaben, von einer kräftigen Hand auseinandergeschlagen wurden. Eine glänzende Uniform wurde sichtbar, deren Träger beim Anblick der drei regungslosen Gesellen erschreckt zurückwich.

„Wer da?“, ertönte die Stimme Falkenauges. „Wer wagt sich hierher unter die Tiere und Gefahren der Wildnis?“

„Fremde, die seit Sonnenaufgang den Wald durchstreift haben, ohne Nahrung zu sich zu nehmen“, lautete die Antwort.

„So habt Ihr Euch verirrt?“, fragte Falkenaug weiter. „Wohin wollt Ihr denn?“

„Nach William Henry“, gab der Gefragte zurück.

Falkenaug lachte laut auf. „Alle Wetter“, rief er, „einen schlechteren Weg konntet Ihr da nicht wählen. Geht ihn nur wieder zurück, dann werdet Ihr eher ans Ziel gelangen. Wie war es überhaupt nur möglich, dass Ihr Euch derart verirrtet?“

Der Fremde kehrte, statt eine Antwort zu geben, ins Gebüsch zurück. Gleich darauf erschien er wieder in Begleitung von zwei erschöpften, todmüden Damen, die sich kaum noch auf ihren Pferden halten konnten. Erstaunt blickten die drei Männer auf die zarten Gestalten, denen ihr Gefährte beim Absteigen behilflich war. Falkenaug sorgte dafür, dass den fremden Gästen die erbetene Gastfreundschaft erwiesen wurde, und richtete bequeme Plätze am Feuer her. Als die Ankömmlinge sich niedergelassen hatten, bot er ihnen saftige Stücke von dem Wildbraten an und freute sich über ihren Appetit. Nachdem sie gesättigt waren, wiederholte Falkenaug seine früher an den Offizier gerichtete Frage.

„Ihr seht in diesen beiden Damen die Töchter des Obersten Munro auf Fort William Henry“, erklärte der junge Mann, indem er auf seine Gefährtinnen deutete. „Ich selbst bin der Verlobte der einen dieser Damen. Mein Name ist Heyward. Im königlichen Heer bekleide ich den Rang eines Majors. Wir brachen heute früh von Fort Edward auf, um nach William Henry zu Oberst Munro zu eilen, da der Vater in diesen unsicheren Zeiten seine Töchter in seiner Nähe zu haben wünscht. Ein Indianer, Magua - von seinen Stammesgenossen ‚der schlaue Fuchs‘ genannt - erbot sich, uns einen näheren Weg zu führen, auf dem wir nicht

Gefahr liefen, feindlichen Rothäuten zu begegnen. Da er uns schon öfter als Kundschafter gedient hatte, so gingen wir darauf ein. Doch mitten im Waldesdickicht verloren wir unseren Führer auf eine ganz unerklärliche Weise und eilten nun aufs Geratewohl durch die Büsche.“

Falkenauge hatte aufmerksam zugehört. Nachdem Heyward geendet, wandte sich der Jäger zu Chingachgook und sagte zu ihm in delawarischer Sprache: „Wir müssen auf unserer Hut sein. Der schlaue Kundschafter hat den Major mit seinen Schützlingen in das Dickicht gelockt, um ihnen die Skalpe zu rauben oder sie gegen ein teures Lösegeld nach William Henry abzuliefern. Ich bin fest überzeugt, der Schurke ist mit seinen Gefährten dem Major auf den Fersen.“

Chingachgook nickte zustimmend. „Sie haben sich in unsern Schutz begeben“, äußerte er, „wir müssen sie retten.“

„Wohlgesprochen“, rief Falkenauge erfreut, „wir müssen den Plan des Kundschafters zu Schanden machen, selbst wenn unser Zufluchtsort dabei entdeckt würde.“

Nach diesen Worten wandte er sich an den Major und teilte ihm mit, was sie besprochen hatten. Heyward, der weniger für sich als für die beiden Mädchen fürchtete, dankte ihm mit warmen Worten für seine Bereitwilligkeit, ihnen Hilfe zu leisten, und bat ihn, keine Zeit zu verlieren, sondern unverzüglich den Weg anzutreten.

Chingachgook und Uncas nahmen die Pferde am Zügel und schritten längs des Bachs dahin. Die übrigen Mitglieder der kleinen Gesellschaft folgten den Voraneilenden. Bald erweiterte sich der Bach und mündete endlich in einen nicht unbedeutenden Fluss mit starker Strömung. Die Pferde wurden von den Indianern ins Wasser getrieben, während Falkenauge aus einem Versteck ein aus Baumrinde gefertigtes Kanu hervorzog. Die beiden Frauen stiegen zuerst hinein, ihnen folgten Heyward und Uncas, den Abschluss bildeten Falkenauge und Chingachgook. Die Pferde schwammen neben dem leichten

Fahrzeug her. Schon nach kurzer Fahrt zogen die Männer auf Falkenauges Befehl die Ruder ein. Ein lautes Brausen wurde hörbar, das von Minute zu Minute an Kraft zunahm. Ängstlich schmiegte sich Alice, Heywards Braut, an ihre Schwester Cora.

„Habt keine Furcht“, rief ihr Falkenauge tröstend zu, „der Wasserfall, dessen Tosen Euch erschreckt, soll uns vielmehr vor den hinterlistigen Feinden retten.“

Ein jäher Aufschrei Alice' machte Heyward, dessen Blick gedankenvoll auf dem Boden des Kanus ruhte, erbeben. Er sah empor und bemerkte zu seinem Schrecken, dass das Kanu direkt auf einen weit in den Fluss hineinragenden Felsblock zusteuerte. Noch einen Augenblick, und das Fahrzeug musste mit all seinen Insassen verloren sein.

„Nur keine Angst!“, rief Falkenauge, der am Vorderteil des Kanus stand, dem Brautpaar zu. Mit beiden Händen packte er das starke Ruder, und als das Boot nahe genug an den Felsblock herangekommen war, stieß er kräftig die Ruderstange gegen das Gestein. In weitem Bogen umschiffte das leichte Fahrzeug den gefährlichen Vorsprung und steuerte direkt auf das Ufer los. Abermals erhob Falkenauge das Ruder und fuhr damit in das Geäst eines weit überhängenden Baums. Mit einem kräftigen Ruck zog er dann das Boot bis dicht an das Ufer hin und band es an einem Gestrüpp fest, das er vom Kanu aus erreichen konnte. Hurtig sprang er sodann aus dem Fahrzeug und war seinen Gefährten beim Aussteigen behilflich.

„Wir sind gerettet“, sagte Heyward seufzend. „Aber unsere armen Pferde?“

„Beruhigt Euch“, erwiderte Falkenauge, nachdem er eine kurze Ausschau gehalten, „die Tiere haben das jenseitige Ufer gewonnen.“

„Sie werden den Huronen in die Hände fallen“, versetzte Heyward besorgt, „und dadurch unsere Spur verraten.“

„Dem ist vorderhand leider nicht abzuhelpen“, war die kurze Antwort.

Die drei Fremden waren von den mancherlei Ereignissen des Tages erschöpft und ließen sich auf dem Rasen nieder. Inzwischen schritt Falkenauge mit den beiden Mohikanern der dunklen Wand eines Felsens zu, der sich unweit des Ufers erhob. Hinter diesem verschwanden alle drei gleich darauf. Erstaunt blickte ihnen Heyward nach. Schon nach kurzer Zeit vernahm er gedämpfte Männerstimmen, die aus dem Innern der Erde zu kommen schienen, und wenige Sekunden später zeigte sich in der Felswand ein Spalt, durch den aus dem Innern ein Lichtschimmer drang. Gleichzeitig ertönte die Stimme Falkenauges:

„Schlüpft durch die Felsenspalte, aber beeilt euch, denn die Huronen können möglicherweise schon auf unserer Spur sein.“

Heyward kam mit seinen Gefährtinnen der Aufforderung möglichst schnell nach. Hinter ihnen schloss sich der Felsen, Chingachgook und Uncas hatten wieder einen Block vor die Öffnung gerollt.

Die kleine Gesellschaft befand sich in einer geräumigen Höhle, die einen zweiten Ausgang nach dem Wald zu hatte, was das Gefühl der Sicherheit sehr erhöhte.

Falkenauge bedeutete den Fremden, sich zur Ruhe zu legen, damit sie am Morgen zu neuen Anstrengungen gestärkt seien. Gern folgten die ermüdeten Mädchen dieser Weisung. Sie standen vom Feuer auf, das Uncas in der Mitte der Höhle angezündet hatte, und waren eben im Begriff, sich im Hintergrund der Höhle ein Lager zu bereiten, als plötzlich ein markerschütternder Schrei die Luft durchbebte.

„Was ist das?“, flüsterte die erschreckte Alice nach einigen Augenblicken banges Schweigens.

Doch weder Falkenauge noch die beiden Mohikaner gaben eine Antwort. Sie lauschten angestrengt und ihre Mienen verkündeten eine gespannte Erwartung. Auf einen Wink Chingachgooks hin verließ Uncas durch die dem Wald zugekehrte Öffnung vorsichtig die Höhle. Falkenauge aber unterbrach jetzt die herrschende Stille, indem er sagte:

„Ich hegte bisher die feste Überzeugung, jeden Laut in der Wildnis zu kennen, mochte er nun von Tieren oder Indianern stammen. Allein der vorhin vernommene grässliche Schrei war mir fremd.“

Diesen Worten folgte wiederum tiefe Stille. Endlich erschien Uncas in der Öffnung. Er teilte in delawarischer Sprache dem Vater mit, was er beobachtet hatte.

„Es hat sich draußen nichts Verdächtiges gezeigt“, verdolmetschte Falkenauge den Fremden Uncas' Worte. „Darum legt euch zur Ruhe, denn es führt zu nichts, uns wegen des seltsamen Schreis den Kopf zu zerbrechen. Überlasst euch ruhig dem Schlaf! Wir werden wachen.“

Alice und Cora kamen der Weisung nach. Heyward begleitete sie zu ihrem Ruhelager, dort klammerte sich Alice an ihn an. „Bleib in meiner Nähe“, flüsterte sie mit vor Furcht zitternder Stimme, „schlafen könnten wir doch nicht, da immer...“

Weiter kam sie in ihrer Rede nicht. Derselbe grässliche, markerschütternde Schrei durchzitterte die Höhle. Entschlossen, der Sache auf den Grund zu gehen, erhob sich Falkenauge und trat in die Öffnung. Da ertönte noch einmal der fürchterliche Schrei. Keiner der Anwesenden wagte sich zu rühren, selbst die beiden Mohikaner schauten mit bangen Blicken nach dem Ausgang. Nur Heyward ließ sich nicht vom Schrecken überwältigen. Er trat an Falkenauges Seite und sagte:

„Ich vermag mir jetzt den Ursprung des grässlichen Tons zu erklären, denn ich habe den Schrei, den ich so oft in heißer Schlacht vernommen, wiedererkannt. Es ist der Angstschrei eines Pferdes im Todeskampf. Meinem Ross werden wohl die Bestien des Waldes, vor denen kein Entrinnen möglich ist, den Garaus machen.“

Die Wahrscheinlichkeit dieser Erklärung leuchtete den andern ein.

„Fahr mit dem Kanu über den Fluss, Uncas“, befahl Chingachgook seinem Sohn, „und wirf einen Feuerbrand

unter die hungrigen Wölfe, die wahrscheinlich das Tier bedrängen.“

Der junge Krieger hatte sich noch nicht lange entfernt, als sich vom jenseitigen Ufer ein lautes Geheul vernehmen ließ, das sich schnell im Innern des Waldes verlor. Es kam von den Wölfen, die, durch den geworfenen Feuerbrand erschreckt, ihre Beute im Stich ließen und ihr Heil in der Flucht suchten. Uncas blieb als Wache vor der Höhle. Chingachgook und Falkenauge setzten sich ans Feuer, um gleichfalls Wache haltend die Nacht zu verbringen, während die Fremden sich niederlegten und bald, müde von den Anstrengungen, sanft einschlummerten.

Mehrere Stunden vergingen, ohne dass die nächtliche Stille unterbrochen wurde. Da plötzlich – eine Stunde nach Mitternacht – ließ sich ringsum im angrenzenden Wald ein so entsetzliches Geheul vernehmen, als wären alle Dämonen der Hölle losgelassen. Erschreckt fuhren die beiden Mädchen aus dem Schlaf empor. Chingachgook und Falkenauge aber griffen zu ihren Büchsen, denn dieser Klang war ihnen nicht unbekannt. Oft schon hatten sie ihn vernommen: Es war das wilde Kriegsgeheul der Huronen.

Im gleichen Augenblick erschien der Wache haltende Uncas an der Außenseite des Spalts, der in die Höhle führte, und meldete leise herein, dass die Feinde das Kanu entdeckt hätten, das am Gestrüpp angebunden war. Sie bereiteten nunmehr offenbar einen Angriff vor. Daraufhin verließen Chingachgook und Falkenauge das Versteck, und auch der Major folgte ihnen, nachdem er den beiden Mädchen Mut zugesprochen und möglichste Stille anempfohlen hatte. Vorsichtig schlichen die vier Männer nach dem Ufer. Sie hielten sich bei dem hell leuchtenden Vollmond immer im Schatten der Bäume, um den Feinden ihre Anwesenheit nicht zu verraten. Sie kamen gerade zum rechten Zeitpunkt am Fluss an, denn vier der Wilden versuchten tollkühn mit ihrem leichten Kanu über den Wasserfall zu gelangen. Ruhig erhob Falkenauge seine Büchse und zielte bedächtig auf den vordersten der Feinde.

Chingachgook und Uncas folgten seinem Beispiel und gleich nachher krachten drei Schüsse auf einmal.

Von den vier Wilden war nur einer unverletzt geblieben, die andern stürzten mit lautem Schrei auf den Boden des Kanus. Ein gellendes Wutgeheul drang vom andern Ufer herüber. Flintenschüsse wurden abgegeben, doch keine der vielen Kugeln vermochte Schaden anzurichten, da die Bäume den vier Männern hinreichend Deckung boten. Der allein unversehrt gebliebene Hurone ruderte eilig zurück, um nicht das Schicksal seiner Genossen teilen zu müssen.

Jetzt änderten die Wilden ihre Taktik. Während ein Teil von ihnen die gegenüberstehenden vier Gegner durch ein Feuergefecht beschäftigte, unternahm eine andere Abteilung von ihnen eine zweite Fahrt über den Strom. Diesmal aber versuchten sie es mit größerer Vorsicht. Sie setzten so entfernt vom Standpunkt ihrer Gegner über das Wasser, dass diese sie unmöglich mit ihren Kugeln erreichen konnten. Die vier Männer rückten etwas zurück, um bei dem Kampf, der unvermeidlich kommen musste, vor dem Feuer der Huronen geborgen zu sein, die sich am jenseitigen Ufer aufgestellt hatten. – Es dauerte nicht lange, so erreichten die Rothäute, fünf an der Zahl, das Ufer und stürzten auf die Feinde los. Ruhig erwarteten diese den Angriff. Ein heißer Kampf entspann sich. Doch die tödliche Treffsicherheit Falkenauges und die unerschrockene Tapferkeit des Majors und der beiden Mohikaner gewannen bald den Sieg über die Feinde. Drei von ihnen waren schon gefallen. Die beiden andern flohen dem Kanu zu, um zu den Gefährten zurückzurudern.

„Schnell ins Versteck!“, gebot jetzt Falkenaug, als sich die Feinde außer Hörweite befanden. „Wir können uns gegen die Überzahl, die nun gegen uns anrücken wird, nicht behaupten.“

Die Gefährten gehorchten und waren bald in der Höhle verschwunden. Die beiden Mädchen hatten indes angstvoll ihres Erscheinens geharrt. „Wie steht es?“, fragte Cora, die sich bemühte, vor der Schwester ihre Furcht zu verbergen.

„Die Huronen werden nicht eher ruhen, als bis sie den Tod ihrer Krieger an uns blutig gerächt haben“, antwortete Falkenauge. „Deshalb ist es gut, wenn wir uns aufs Schlimmste gefasst machen.“

Heyward schrak zusammen. „Wird uns denn dieses Versteck nicht vor den Feinden schützen?“, fragte er den erfahrenen Jäger. „Ich selbst fürchte mich nicht vor dem Tod, doch das Leben der Damen, die mir anvertraut sind, darf nicht der Blutgier der Rothäute zum Opfer fallen.“

Falkenauge warf einen mitleidigen Blick auf die beiden Mädchen, aber er vermochte dem Major keine Hoffnung auf eine Möglichkeit ihrer Errettung zu machen. „Es wird nur noch kurze Zeit anstehen, so schleichen die listigen Feinde gleich Schlangen heran“, sprach er. „Womit sollen wir ihnen dann Widerstand leisten? Wir haben weder Pulver noch Blei mehr und unsere Büchsen sind jetzt nicht mehr wert als ein Wollblumenstängel. Nein, täuschen wir uns nicht selbst, denn ich sage Euch, wir haben keine Hoffnung mehr – wir müssen sterben!“ Obschon er sich der Mädchen wegen bemüht hatte, die letzten Worte leise zu sprechen, hatte Cora sie doch vernommen.

„Sterben?“, rief sie entsetzt aus. „Wäre denn gar keine Möglichkeit – wenigstens für Euch –, in die Wälder zu gelangen und Hilfe von meinem Vater zu erbitten?“

„Da kennt Ihr die List dieser farbigen Teufel wenig, Lady, wenn Ihr glaubt, dass sie uns den Weg in die Wälder offen gelassen haben“, entgegnete Falkenauge. „Ja, wenn wir noch ein Kanu besäßen, dann wäre es vielleicht noch möglich, mit euch zu entrinnen, denn die Strömung des Flusses brächte uns rasch genug hinweg...“

„Nun denn“, rief Cora jetzt, „so versucht doch mit Euren beiden Freunden im Fluss schwimmend hinwegzukommen! Warum wolltet Ihr säumen und die Zahl unserer erbarmungslosen Feinde vermehren?“

„Warum?“, wiederholte Falkenauge stolz das Haupt erhebend. „Weil es besser ist, im Frieden mit sich selbst zu sterben, als vom bösen Gewissen gepeinigt zu leben. Was

sollten wir Eurem Vater antworten, wenn er uns fragte, wo und wie wir seine Kinder verlassen hätten?“

„Dann sagt ihm, dass Ihr sie mit dem Auftrag verlassen hättet, ihnen eilig zu Hilfe zu kommen“, entgegnete Cora. „Sagt ihm ferner, dass wir vielleicht noch gerettet werden könnten. Wenn es aber der Himmel anders mit uns beschlossen hätte, dann“ – fuhr sie mit mehr und mehr brechender Stimme fort – „dann bringt unserem alten Vater die letzten Grüße seiner Töchter und sagt ihm, er solle nicht trauern über ihr frühes Ende, sondern mit frommem Vertrauen zu Gott emporblicken, wo er seine Kinder wiederfinden werde!“

Falkenauge wurde nachdenklich. Coras Vorschlag schien ihm mehr und mehr als vernünftig und deshalb durchaus annehmbar zu sein. Er wandte sich an Chingachgook und Uncas, um sich zu beraten. Der ältere Mohikaner hörte ihn schweigend an und erklärte sich endlich nach längerem Zögern bereit, das geforderte Wagnis zu unternehmen. Ohne viele Worte mit Abschiednehmen zu verlieren, glitt er durch die Felsspalte und wand sich gewandt wie eine Schlange, deren Namen er trug, an das im Schatten liegende Flussufer hinab. Hier hielt er einen Augenblick tief Atem schöpfend an, dann stieg er vorsichtig in die wild rauschenden Wellen und war im nächsten Augenblick, unter dem Wasser wegschwimmend, verschwunden.

Falkenauge schied erst, nachdem er die beiden Damen und den bei ihnen verbleibenden Major zu ruhigem Ausharren aufgefordert hatte. „Verhaltet Euch so still wie möglich“, ermahnte er sie, „dann werden die Rothäute aller Wahrscheinlichkeit nach Euer Versteck nicht entdecken. Sollte es aber dennoch geschehen und sollten Euch die Indianer durch die Wälder hinwegführen, so knickt bisweilen einen Zweig der Büsche oder Bäume um, die am Weg stehen. Vermag dann ein Menschaugen diese Merkmale zu entdecken, so verlasst Euch darauf, dass ihr einen Freund habt, der Euch bis ans Ende der Welt folgen und nicht eher ruhen wird, bis er Euch befreit hat!“

Nach diesen Worten folgte er Chingachgook und wurde gleich darauf von den Wellen hinweggetragen, die über ihm zusammenschlugen. Aller Augen richteten sich jetzt auf Uncas, der unbeweglich an den Fels gelehnt dastand.

Cora zögerte einen Augenblick dann sprach sie: „Deine Freunde sind wahrscheinlich bereits in Sicherheit, willst du noch zaudern, ihnen zu folgen?“

„Uncas bleibt!“, erwiderte der Jüngling ruhig.

„Wozu?“, entgegnete Cora sanft. „Um die Schrecken unserer Gefangennahme zu vermehren und unsere Rettung weniger möglich zu machen? Nein, edler junger Mann, geh auch du – und sage meinem Vater, er möge dir Geld geben, mit dem du die Freiheit seiner Töchter erkaufen könntest. Geh, Uncas, geh – ich bitte dich darum!“

Des jungen Häuptlings Blick wurde düster, aber er zögerte nicht länger. Die Hand aufs Herz legend, verbeugte er sich, glitt dann unhörbar durch den Spalt zum Flussufer und war einen Augenblick später im rauschenden Wasser verschwunden.

Tiefe Stille herrschte jetzt in der Höhle, keiner der Zurückgebliebenen wagte zu sprechen. Eine bange Stunde mochte vergangen sein, als die herrschende Ruhe durch wilde indianische Kriegsrufe unterbrochen wurde. Die Huronen hatten in aller Stille das Ufer des Flusses gewonnen und rückten nun gegen die Feinde vor. Doch wie eifrig sie auch den Wald durchschweiften, nirgends fand sich eine Spur der Gegner. Das Geschrei der Huronen entfernte sich immer mehr. Die in der Höhle Verborgenen durften hoffen, dass ihr Schlupfwinkel unentdeckt geblieben sei. Sie gaben sich schon der Freude über ihre wunderbare Rettung hin, als plötzlich Alice laut aufschrie und mit verstörtem Gesicht nach der Öffnung der Höhle deutete, die sie nach dem Weggang der Jäger vorsichtig mit einer Decke verhängt hatte. Schnell folgten Heywards Blicke der Richtung, und zu seinem Entsetzen sah er das tückische Gesicht seines indianischen Führers neben dem zurückgeschobenen Vorhang. Schnell riss der Major die

Pistole aus dem Gürtel und feuerte, ohne lange zu zielen, auf das verzerrte Antlitz des verhassten Verräters.

Als der Pulverdampf sich verzog, war die Stelle leer. Auch als Heyward ins Freie lugte, vermochte er keine Spur von dem Feind zu entdecken. Da drang ein lauter, lang anhaltender Ruf an sein Ohr. Der Indianer benachrichtigte damit seine Genossen, die im Wald zerstreut waren, dass er glücklicher als sie gewesen sei und die Feinde entdeckt habe. Schnell kamen die Huronen von allen Seiten herbeigestürzt. Unter der Führung Maguas, der Heyward absichtlich in die Irre geführt hatte, um ihn mit den Damen um so sicherer verderben zu können, drangen sie in die Höhle ein. Jeder Widerstand war nutzlos und so ergaben sich die drei Gefangenen ruhig in ihr Schicksal.

In möglichster Eile brachen die Rothäute mit Heyward und den beiden Schwestern auf. Sie schienen zu ahnen, dass Boten ausgesickt seien, um Hilfe herbeizuholen. Deshalb verhinderten sie jeden Versuch der Mädchen, dem Rat Falkenauges gemäß Zweige zu knicken, und suchten überhaupt jede Spur auf dem Boden zu verwischen. Damit im Gras kein verräterischer Abdruck eines Schuhs bleibe, wurden die Mädchen auf die Pferde gehoben. Dann ging es rasch vorwärts und erst nach Sonnenaufgang wurde auf einer Anhöhe Halt gemacht, um einige Zeit der Ruhe zu pflegen. Die Huronen legten sich auf den Boden nieder. In der Mitte saß Magua und nicht weit von ihm rasteten die Gefangenen. Die Schar der Indianer war nicht groß, sie bestand nur aus acht Kriegern. Heyward sah jedoch ein, dass jeder Fluchtversuch bei der Behändigkeit der Wilden vergeblich sein würde.

Magua, der die ganze Zeit über geschwiegen hatte, erhob sich jetzt von seinem Sitz und redete die Gefangenen an. „Hört“, begann er mit ernster Stimme, „Magua war unter den roten Huronen an den Seen geboren, wurde ein Krieger seines Stammes, der ihn zuletzt zum Häuptling erhoben hat. Da kamen die weißen Männer und lockten ihn in ihr Lager. Er folgte ihrem Ruf, weil sie gegen feindliche

Stämme auszogen. Der alte Häuptling am Hurecon, euer Vater Munro, war der Anführer unserer Kriegspartei. Er fand Gehorsam in allem, was er verlangte. Da erhob er ein Gesetz, nach dem jeder Indianer, der Feuerwasser trank, hart bestraft werden sollte. Magua öffnete seinen Mund dem Getränk und Munro ließ ihn binden und vor allen Blassgesichtern peitschen.“

Die Stimme des Sprechers zitterte, als er der erlittenen Schmach gedachte, doch fasste er sich schnell und fuhr in gemessenem Ton fort: „Da gelobte sich Magua, an dem Graukopf Rache zu nehmen. Die Zeit dafür ist gekommen!“ Er winkte den Kriegern, und ehe Heyward es verhindern konnte, sah er sich mit den hilflosen Mädchen an junge Bäume gebunden. Mit einem frohlockenden, widerwärtigen Geheul trafen die Wilden die Vorbereitungen zur Marter. Einige suchten Äste, um einen Holzstoß zu errichten, andere schnitzten Splitter, um sie brennend den armen Opfern ins Fleisch zu stoßen, während ein besonders hässlicher Indianer die Wipfel zweier junger Bäume zusammenband, um bei Beginn der Marter Heywards Arme daran zu befestigen und dann die biegsamen Stämmchen zurückschnellen zu lassen. Die Vorbereitungen schienen den Rothäuten einen nicht geringen Genuss zu bereiten, denn ihre Gesichter glänzten in satanischer Erwartung. Als alles bereit war, schleuderte Magua seinen Tomahawk nach dem Stamm, an den Alice gebunden war, da sich diese als die Furchtsamste gezeigt hatte. Er wusste, dass er dadurch die beiden andern empfindlicher traf, als wenn er sie selbst zur Zielscheibe seines Wurfs gemacht hätte. Surrend flog der Tomahawk durch die Luft, durchschnitt eine der flatternden Locken Alice' und fuhr direkt über ihrem Haupt in die Rinde des Baums. Ein lauter Aufschrei des geängstigten Mädchens ertönte. Heyward zerrte verzweiflungsvoll an seinen Banden. Mit übermenschlicher Anstrengung zerriss er die Fesseln. Er stürzte sich auf den nächsten Wilden, der, dem Beispiel seines Häuptlings folgend, eben zum Wurf ausholte, und brachte ihn zu Fall.

Schnell fasste sich der Hurone und schwang seine fürchterliche Waffe. Schon blitzte der Tomahawk in der Luft, als plötzlich ein lauter Knall ertönte. Kraftlos sank der erhobene Arm des Wilden herab.

Regungslos standen die Huronen bei diesem plötzlichen Angriff da. Ein lauter Ruf aus dem Dickicht ließ Heyward die Stimme Falkenauges erkennen, der jetzt mit hochgeschwungener Büchse auf die Feinde eindrang. Ihm auf dem Fuß folgten Chingachgook und Uncas, die jeder einen Indianer aufs Korn nahmen, und fast gleichzeitig krachten ihre Flinten. Getroffen stürzten die beiden Huronen zu Boden, während die Übrigen wütend auf die Angreifer losstürmten, den Tod ihrer Gefährten zu rächen.

Mit kräftigem Arm schwang Falkenaug seine Büchse und ließ ihren Kolben auf den Schädel des Wilden niedersausen, der ihm zunächst stand. Die Rothaut stürzte zu Boden und nun befanden sich die Kämpfer in gleicher Anzahl. Es dauerte nicht lange, so hatten die Mohikaner und Falkenaug die Gegner besiegt. Nur noch Heyward rang mit seinem Feind Magua. Da er waffenlos war, musste er sich einzig auf die Kraft seiner Arme verlassen. Er befand sich in größter Gefahr, denn seinem Gegner war es gelungen, die rechte Hand frei zu bekommen. Rasch zog er das Messer, um es dem Major in die Brust zu stoßen. Im gleichen Augenblick aber sah er Falkenaug mit geschwungener Büchse auf sich zustürzen. Schnell ließ Magua daher sein Opfer los und sprang auf das Gebüsch zu, um dem grimmigen Feind zu entgehen. Eiligst setzte ihm der Jäger nach, doch Magua war bereits in dem Gestrüpp verschwunden. Die armen Mädchen wurden losgebunden und sanken im Übermaß ihrer Dankbarkeit zu den Füßen ihrer Retter nieder.

„Steht auf“, mahnte Falkenaug verlegen, „was wir taten, war nur unsere Pflicht. Ihr gerietet mit uns zusammen in Not, also oblag es uns, Euch daraus zu befreien.“

„Wie kommt es, dass wir Euch so bald wiedersehen, mein edelmütiger Freund“, fragte Heyward, „und ohne Hilfe der

Garnison von William Henry?“

„Hätten wir unseren Plan ausgeführt, nach William Henry zu eilen“, antwortete Falkenauge, „so wären wir wohl nur noch recht gekommen, Eure Leichen zu begraben. Wir alle drei hatten uns, nach unserer glücklich verlaufenen Flucht aus der Höhle, etwa zweihundert Schritte unterhalb des Felsens, von dem wir weggeschwommen waren, wieder zusammengefunden. Schnell überlegten wir, wie wir Euch am besten dienen könnten, und kamen zu dem Entschluss, uns zunächst in den Rücken der Huronen zu schleichen, um zu sehen, was aus Euch würde. Vorsichtig führten wir dies aus und folgten Euch heimlich nach, als Ihr von den Irokesen weggeführt wurdet!“

„So wart Ihr Augenzeugen alles dessen, was mit uns vorging?“, fragte Heyward erstaunt.

„Ja“, entgegnete Falkenauge vergnügt lachend, „wir sahen alles, denn wir waren im Gebüsch verborgen. Als die Huronen aber Anstalten machten, Euch zu martern, schlichen wir noch näher und – denkt Euch unsere Freude! – gelangten an eine Stelle, wo die Feinde ihre Büchsen nebst Munition niedergelegt hatten. Das war – so schlaue sie sonst auch sind – dumm von ihnen, umso mehr, als sie in ihrer Sorglosigkeit nicht einmal eine Wache dabei aufstellten. Schnell bewaffneten wir uns und – Gott sei Dank – so wurde es uns möglich, Euch vor dem sicheren Tod zu bewahren. Doch nun“ – fuhr er fort, indem er die erneuten Danksagungen der Geretteten zurückwies, – „lasst uns keine Zeit verlieren, sondern ungesäumt nach William Henry aufbrechen, denn noch schwebt Ihr in ernster Gefahr, weil ja der gefährlichste unserer Feinde, der schlaue Fuchs, leider entwischt ist. Sicher wird er uns sehr bald mit seinen Stammesgenossen wieder auf den Fersen sein, um blutige Rache für die erlittene Niederlage zu nehmen!“

Ohne noch länger zu zögern, brach die kleine Gesellschaft auf. Den ganzen Tag wurde die Wanderung fortgesetzt. Als sie am Abend endlich Rast machten, waren sie alle so

ermüdet, dass es selbst den Mohikanern schwer fiel, die Augen offen zu halten. Doch einigten sie sich dahin, dass zuerst Chingachgook und dann Uncas die Wache übernehmen sollte. Chingachgook setzte sich an das Feuer, während die andern sich zum Schlaf niederlegten.

In der Höhle des Löwen

Einige Stunden vergingen in tiefster Ruhe, doch ließ sich Chingachgook dadurch nicht verleiten, in seiner Wachsamkeit nachzulassen. Nirgends ertönte ein Laut und nur das tiefe Atemholen der Schläfer unterbrach die Stille. Da war es dem Mohikaner, als hörte er leise Schritte. Sofort erhob er sich und spähte umher, ob sich etwas Verdächtiges zeige. Allein er vermochte nichts zu entdecken. Er weckte die Freunde und teilte ihnen seine Beobachtung mit. Leise erhoben sich die Männer, um nach Chingachgooks Weisung den Wald zu durchschweifen. Vorsichtig entfernten sie sich vom Feuer, an dem nur noch Heyward zurückblieb, um die schlafenden Mädchen zu beschützen.

Nach Verlauf einer halben Stunde kehrten sie zurück, doch welcher schreckliche Anblick bot sich ihnen dar! An Händen und Füßen gefesselt lag der Major so dicht an der Grenze des Feuers, dass seine Haare bereits zu sengen begannen. Er vermochte sich nicht zu rühren, denn ein dicker Strick war ihm um den Leib gebunden und mit beiden Enden an den zunächst stehenden Bäumen befestigt. Er hätte ohne das Hinzukommen der drei Freunde elend durch das Feuer umkommen müssen, da ein dicker Knebel im Mund ihm obendrein das Hilferufen unmöglich machte. Schnell befreiten die Gefährten den Unglücklichen aus seiner qualvollen Lage.

„Herr meines Lebens!“, rief Falkenauge, der sich nach allen Seiten umsah. „Die Mädchen sind verschwunden und die beiden Pferde dazu!“

Fragend blickten die Männer auf Heyward, der aber erst nach einer geraumen Weile die Sprache wiedergewann. Sein Bericht lautete ebenso kurz als schlimm. Ein Trupp Indianer, unter Anführung von Magua, hatte sich mit unhörbaren Tritten an das Feuer herangeschlichen. Sie kamen aus einer Richtung, die von den Mohikanern und Falkenauge nicht abgesucht worden war, weil sie nach

einem steilen Abgrund führte. Ehe Heyward nach Hilfe zu rufen vermochte, war er bereits überwältigt. Die schlafenden Mädchen wurden von den Räubern auf die Pferde gehoben und nach der nämlichen Richtung entführt, aus der die Huronen gekommen waren. Zuvor aber hatten die Unholde das Feuer geschürt und den gefesselten Major möglichst nahe darangelegt, um ihm einen langsamen, qualvollen Tod zu bereiten.

„Die Schurken!“, rief Falkenauge erbittert. „Aber sie sollen an uns denken!“

Die Freunde stimmten bei und ohne Verzug wurde die Verfolgung der heimtückischen Rothäute angetreten. Die Spur führte die Gefährten bald an den Fluss zurück. Uncas lief stromabwärts und Chingachgook in entgegengesetzter Richtung, um ein Kanu zu entdecken, in dem sie die Fahrt den Fluss hinunter antreten konnten. Ein lauter Ruf Chingachgooks verständigte die Zurückgebliebenen, dass er ein Fahrzeug entdeckt habe, und Falkenauge rief nunmehr Uncas mit demselben Signal zurück. Fast gleichzeitig langten die beiden Mohikaner an und ohne weiteres Zögern wurde nun die Fahrt auf dem indianischen Kanu angetreten, das Chingachgook gefunden hatte.

Die Gefährten waren noch nicht weit gekommen, als Chingachgook das Ruder einzog.

„Was gibt's?“, fragte Falkenauge gespannt. Statt einer Antwort zeigte der Mohikaner auf eine kleine Insel inmitten des Flusses, an der sie soeben vorbeigefahren waren. Sie sah so still und friedlich aus, als sei ihre Ruhe nie durch den Tritt eines Menschen gestört worden.

„Vor uns liegt nichts als das kleine Eiland und der unübersehbare Fluss“, rief Heyward ungeduldig. „Warum wollen wir uns vor einer Gefahr fürchten, die nicht vorhanden ist?“

„Mein Bruder hat schlechte Augen“, widersprach Chingachgook in ruhigem, aber gewichtigem Ton, während er das Ruder mit der Büchse vertauschte.